

Blumenzweide. Der Herr erkundigte sich nach dem Breite des Sträußchens, und da er den verlangten Widel nicht bei sich führte, die Frau aber auch ein Märkchen nicht nochhin konnte, so hat er die Alte, das Gedächtnis zu befragen. Die Waise des Postmeisters III. imponierte der alten Blumenfrau gewaltig, sie wurde rotlich, und bald waren die beiden in der schönsten Unterhaltung. Der Fremde fragte die Frau nach dem Verdienst, den sie aus dem Blumenhandel durchschnittlich täglich erziele und nach ihren Familienverhältnissen und da stellte sich heraus, daß das arme Weib fast allein für den Unterhalt einer vierköpfigen Familie zu sorgen hatte. Ihr Sohn sei vertrieben, ihr Gatte ein schuldhaftes Mädchen, ganz verarmt und ihr Ehemann seit Neuland ohne Beschäftigung. Der neue Postmeister habe ihren im Eisenbahndienst als Arbeiter ergrauten Mann, weil er nicht mehr so viel wie früher zu leisten imstande war, entlassen, und nur hin und wieder finde er bei mittelreichen Bauern als Tagelöhner vorübergehende Arbeit. Das machte aber den Kohl nicht fett, und wenn sie an den Winter denke, könnte sie weinen. Der Fremde tröstete das arme Weib und meinte, daß ihr Mann, wenn er sich nichts hätte verhandeln lassen, doch einmal bei der Eisenbahndirection um eine leichtere Beschäftigung einkommen möge, der er ja noch Jahre hindurch geübt habe. „Ja“, antwortete die Matrone betrübt, „damit würden wir aber schon ankommen. Wer heute nicht den Kopf zum Vetter hat, der soll sich auf so was nicht einlassen.“ Hierauf gab der Fremde der Frau den Rath, mal an die große Glocke zu gehen und den Kaiser um eine Beschäftigung zu bitten. „Ach“, seufzte die Alte, „ja, wenn unser alte Herr doch alles zu leihen bekäme, aber der erzählt ja gar nicht, wie es um die armen Leute bestellt ist.“ „Wem“, rief der leuchtende Herr, „so lassen Sie Ihren Mann doch bald ein Geschäft an der Kronprinzin senden, der hat ja mehr Zeit als der Kaiser.“ Das schien der Frau einzuschlagen, und als der Herr sich ihres Mannes Namen und Adresse notirte und sagte, daß er den Kronprinzin bitten wolle, sich für die Sache zu interressiren, da ver sprach sie, nach dem Verkauf ihrer Blumen mit ihrem Manne gemeinsam sofort ein solches Geschäft anzufertigen. Wie groß aber war das Entsetzen der Frau, als der Herr, mit ihr zugleich am Bahnhof Friedrichstraße in Berlin angekommen, aus dem Zugestieg und die Bahnstationen bereits im mitternächtlichen Stillstand den vornehmsten Gästen begrüßte. Als sich dann aber der Herr „der Kronprinzin ist da“ verbreitete und einige Leute auf die Alte losstürzten und sie fragten, was denn der Kronprinz mit ihr getrieben habe, da warf die Matrone sich stolz in die Brust und erzählte den Umstehenden haarklein, was sie wissen wollten. Ihren Blumenverrat war sie im Handumdrehen los, eine Stunde später kehrte sie nach Himmelsburg zurück und nach 14 Tagen war ihr Ehemann wieder bei der Bahndirection thätig.

*** Eine originale Lotterie** wurde im Sommer 1810 veranstaltet. Den Spielgewinn bildete das zwei Meilen von Berlin gelegene Rittergut Dohlsitz. Als Wettsame für diese Lotterie waren Stahlstücke ausgegeben worden, auf denen das Herrenhaus des Rittergutes mit seiner Umgebung abgebildet war. Darunter stand folgendes: „Dohlsitz, zwei Meilen von Berlin, als Hauptgewinn der großen vereinigten Güter-Lotterie, ist deshalb hier in Kupfer gestochen, um dem vielwüthigen Publikum dort diezer ganz vollen Anspielung so viel als möglich Uebersetzung zu geben.“ In Klammern standen daneben die Worte: „Von einem so schönen Gute sich zu trennen, können nur die Folgen eines so unglücklichen Krieges gebieten.“

*** Wadefischer.** Der hiesigen alte Häuber Klaus Störtebeck, der im Mittelalter in Bommern kein Weizen trieb und über den mannschöne Sagen und Anekdoten verbreitet sind, soll bekanntlich auch eine im Walde bei Heringsdorf gelegene höhlenartige Schucht sich als zeltweises Wüstenhütchen erkoren haben. Diele Ländchen ist auch durch eine an dieser Stelle des Waldes angeordnete Tafel bekräftigt. In diesem Sommer hat sich nun ein Wadefischer den Scherz gemacht, neben jene Tafel eine zweite zu hängen und daran einen allen verheulenden schwarzen Cylinderhut zu befestigen. Die Tafel trägt folgende Worte:

„Ich wünsche, daß der Störtebeck
Noch jetzt in dieser Höhle sitz',
Denn da er lang zu allen Zeiten,
Sitzt man schon an, ihn zu bezweifeln.
Doch daß er diesen Hut gefunden,
Könnt', daß dieser Hut gefunden.“

Darauf hat dann ein anderer Wadefischer den Scherz weiter verfolgt und an der andern Seite der Schucht noch eine Tafel angebracht, an der sich ein blutroth gezeichnetes Messer nebst Gabel von der Länge einer Elle befindet, und auf welcher zu lesen steht:

„Denn der Wadefisch da drüben,
Doch kein Hut allein verliehen
Als ein Zeichen des Skorpions,
Dieses grimmigen Barbaren.“

Nein, wenn er sich Müß' will geben,
Bünderlinge kann er heben
Aus der Höhle tiefstem Grunde,
Wirklich, wahre Hölleunde.
Dies Bestes des alten Knaben
Hob' ich selber ausgegraben,
Und ganz beutlich zeigt das Messer:
Störtebeck war Meichenreifer.“

*** Was Herr Rentier Schnädelbach aus Weizsäparrte.** Haren Se, mei gutes Dierchen, ich bin Sie nämlich e großer Vogelfreund, und in meiner Stube da wimmelt esgal von Habegeien und Gogebis. Beim Ganobeh da steht e Ganarienvogel und über der Gommode hängt e Gerdinal. Haren Se, nu bin ich netlich aus lauter Liebe zu den Vögeln in en Bereich für Vogelstübcher getreten. Es war och sehr schone dort und zum Schluß des Jahres wurde ene große Verloofung gemacht. Habierlich nehme ich mer och jwanig Looke und freu mich schon im Stillen über die vielen Vögel, die ich gewonnen werde. Die Verloofung kommt nu ran, die Gewinnliste wird mer zugeischt und Gott Strambach da war von meinen jwanig Looleten gerade eens rausgeosen, aber mit einem feinen Geminn: Nr. 4666. „Ein Schneefläger!“ Ei du Dummermeiter! Des muß wohl e letener Vogel sin! Ich also mei großes Vogel-Legeron geholt und nach dem Namen geschit, denn ich mußte mich doch informiren über die Fütterung und Behandlung des Dierchens. Aber da stand Sie wohl was von Schneebühnen und Ganarienschnäglern, aber von einem Schneefläger reue garnicht drin — es war wahrcheinlich z e letener Vogel. Nu reime ich zum Klemmer und laufe mei en recht bequemen Vogelbauer, damit das Dierchen och hibisch drinne rumhopen kann und denn gebe ich raus in die Vogelausstellung und luge zu dem Vogelkäufer: Haren Se, ich bin Sie nämlich der Rentier Schnädelbach und möchte gern mei' Geminn helen. Nr. 4666: een Vogelbauer hab' ich gleich mitgebracht. Der Aufseher seigt mich egal an un sagt: „So? Also Ihren Geminn soll ich in diesen Vogelbauer thun?“ — „Nu ja,“ sag ich, „da ist garnicht zu feigen!“ Der Mann geht fort und kommt wieder — und da liegt e lauges, spitzes Ding in Papier gewickelt in meinem Vogelbauer, das eher ausseh wie ene Schlange als wie e Vogel. Ich vade das Ding voridritsch aus — es piepte garnicht — und was war'ich — e Schneefläger, aber io ener, wie man ihn in der Gölde braucht zum Uweich schlagen! Haren Se, da war ich Sie aber fagen ins Wästchen getritten, denn wie konnt ich denn wissen, daß der Mitzelcher von Gombis aus Mangel an Vögeln och Guchengegenstände verlost haben. Gott Strambach!

*** Eine Kennerin.** In Gattfeld, dem berühmten Landbisch Loeb Galtzburys, wo unlangst unser Kaiser zu Besuch war, befindet sich ein bekanntes Gemälde, ein Portrat der Katharina von Medici. Die Haushälterin, welche Fremde herumzuführen hot, pflegt bei diesem Bilde zu erklären: „Das ist Katharina von Medici, die Schwester der Venus von Medici.“

Wissenschaft. Kunst. Literatur.

— Dr. Meyer-Zweibrüden hat in Worms unter den bedeutenden Bücherhändlern seines hochbetagten Schwiegersohns, Moses Mambheimer, einen Buchtausch mit zwei beigedruckten Kommentaren (Hösch und Adamianides) entdeckt. Das Buch stammt aus der berühmten Womburg'schen Dfissin in Venedig vom Jahre 1517. Der typographische Wert des Buches ist ein sehr hoher. Dieser Pentateuch ist nämlich das erste Druckwerk, welches aus der Womburg'schen Dfissin hervorgeht und sicher auch eines der ältesten bedruckten Bücher überhaupt. Bekanntlich stammt das älteste typographisch hergestellte hebräische Buch aus dem Jahre 1476. Auch waren seiner Schickale ist das Buch besonders interessant. Eine hebraische Bemerkung auf einem unbedruckten Blatte lautet in deutscher Uebersetzung: „Gerettet beim Brande unserer Synagoge im Jahre 1689.“ Es ist dieser Pentateuch also eines der wenigen, wenn nicht das einzige, aus dem großen Brande der Stadt Worms im Jahre 1689 geretteten Bücher.

* Der bekannte englische Schriftsteller Buchanan erhebt aufs neue die Frage, ob die Schriften George Elliot's wirklich von ihr verfaßt worden sind oder ob ihr Gatte, George Henry Lewis, der eigentliche Verfaßer derselben war. Dr. Buchanan vertritt die Ansicht, daß Dr. Lewis der alleinige Autor der Werke ist, welche unter dem berühmten Namen de plume erschienen sind.

* Kaputt ab, 22. Juni. Der Gefürchter der in Mafschonien b entdeckten uralten Wandentwürfe. Wenn, wobei, daß er in den Ruinen am Zimababage Wüsten und Döbermooren hönitzischen Urfpunges entdeckt hat. Folgentlich wird der Fund die Archäologen in den Stand setzen, zu entscheiden, welches Volk die Bauten am Zimababage errichtet hat.

[27]

Das Geheimniß des „Hansom Cab.“

Roman von Fergus W. Fane.

Deutsch von A. Strauss.

Madge presste die Lippen fest zusammen und berührte seinen hübschen Kopf mit ihrer festen weißen Hand. Sie hatte einen barten Kampf durchgesehen in ihrer Seele zwischen einer übermächtigen weiblichen Neugier und der Liebe zu dem Manne, der zu ihren Füßen lag — die letztere errang den Sieg, und sie beugte demüthig ihr Haupt herab auf das seinige.

„Brian, Geliebter!“ flüsterte sie sanft, „es soll so sein. Nie wieder will ich, da du es nicht wünscht, den Versuch machen, dir das Geheimniß zu entlocken!“

Er erhob sich und schloß mit frohem Wächeln sie fest in seine kräftigen Arme.

„Meine Feuersteine!“ rief er mit einem leidenschaftlichen Ruffe; dann folgte minutenlanges Schweigen. „Wir wollen ein neues Leben beginnen, fuhr er endlich fort; „wir wollen die traurige Vergangenheit aus unserer Erinnerung bannen und ihrer nur noch als eines bösen Traumes gedenken.“

„Aber das Geheimniß wird dich fort und fort quälen,“ murmelte sie.

„Mit der Zeit und in anderer Umgebung wird die Bitterkeit sich abschwächen,“ lächelte er traurig.

„Anderer Umgebung?“ wiederholte sie in Bestürzung. „Willst du fort von hier?“

„Ja, — ich habe meine Station verkauft und will im Laufe der nächsten drei Monate Australien für immer verlassen.“

„Und wohin willst du?“ fragte das junge Mädchen völlig verwirrt.

„Jrgend wohin!“ verfeigte er mit einem Anflug von Bitterkeit. „Ich will Rains Beispiel folgen und unstät sein auf der Erde.“

„Allein?“

„Das ist eben die Veranlassung meines heutigen Kommens; ich will mit dir Rücksprache nehmen,“ erwiderte Brian mit einem forschenden Blick in die Tiefen ihres Auges; „ich will dich fragen, ob du dich in der Kürze, ohne lange Vorbereitungen, mit mir verheirathen und Australien mit mir verlassen willst?“

Sie zögerte — noch unentschlossen.

„Ich weiß wohl, daß es viel gefordert ist,“ fuhr Brian schnell fort. „Deine Fremde verlassen, dein Heimatland und — deinen Vater, deine Stellung aufgeben! Aber bedenke, was mein Leben ohne dich — bedenke, wie vereint mein meine Seele sich fühlen muß, wenn ich allein herumwandern soll in der Welt! Doch du, meine einzig Geliebte, wirst mich nicht verlassen, jetzt, wo ich deiner so sehr bedarf — du wirst mit mir kommen, nicht wahr? — und mein guter Engel sein in der Zukunft, wie du es in der Vergangenheit gewesen bist?“

Sie legte ihre Hand auf seinen Arm und schaute ihn mit ihren klaren großen Augen an, dann sprachen die Lippen ein feierliches „Ja“.

„Dem Herrn sei Dank!“ kam es inbrünstig aus der Tiefe seiner Brust; dann folgte abermaliges Schweigen.

Und nun legten die Verlobten sich nieder und entwarfen Zukunftspläne und bauten herrliche Lustschlösser nach Art der Liebenden.

„Ich bin wirklich gespannt, was der Papa dazu sagen wird!“ äußerte jetzt Madge, indem sie ihren Verlobungsring um und um drehte.

Brians Stirn unwüthlich und ein finsterner Zug stahl sich über sein Gesicht.

„Vermuthlich muß ich mit ihm darüber sprechen!“ bemerkte er endlich mit einer gewissen Zurückhaltung.

„Nun verstehst dich!“ machte sie. „Es ist ja dies nur eine Formalität; aber immerhin eine, die streng beobachtet werden muß.“

„Und wo ist Mr. Frettlby?“ fragte Figgerald aufstehend.

„Im Billardzimmer,“ erwiderte Madge, ebenfalls sich erhebend. „Mein,“ widerrief sie, da sie ihren Vater eben hinaus auf die Veranda treten sah. „Hier ist er!“

Brian hatte Mark Frettlby seit einiger Zeit nicht gesehen und war aufs höchste erstaunt über die auffällige Veränderung, welche mit seinem Aeußern vorgegangen war. Früher war sein Gang elastisch, die Körperhaltung gerade wie ein Pfeil, sein Gesicht ernst und frisch; jetzt ging er merklich gebückt und die Züge seines Antlitzes sahen alt und verweltet aus. Durch sein volles schwarzes Haar zogen sich Streifen von Silberfäden; das einzig Unveränderte an ihm waren die Augen, welche so klar und glänzend und so scharf blickten, wie immer, welche so dem Beobachter, wie er selbst gealtert, wie Madge sich verändert hatte, mußte sich Brian, als er jetzt ihren Vater erblickte, im Stillen die Frage vorlegen, ob die Veränderung in dessen Aeußern auf dieselben herben Erfahrungen im verfloßenen Jahre zurückzuführen sei. Frettlbys Gesichtsausdruck, als er jetzt herantrat, war traurig und nachdenklich; beim Anblick seiner Tochter jedoch verklärte ein liebevolles Lächeln seine Züge.

„Mein lieber Figgerald,“ sprach er und reichte ihm zum Willkommen die Hand entgegen, „das ist in der That eine angenehme Uebersraschung! Wann sind Sie denn herübergekommen?“

„Vor ungefähr einer halben Stunde,“ entgegnete Brian, seine Hand widerstrebend in des Millionärs legend. „Ich kam, Madge zu sehen und auch mit Ihnen zu sprechen.“

„Das ist recht,“ lobte der alte Herr und legte den Arm um die Taille seiner Tochter. „Das ist's also, was die Rosen auf deinen Wangen hat erblühen lassen, junge Dame?“ fuhr er scherzend fort. „Sie werden natürlich zum Diner bleiben, mein lieber Figgerald!“

„Nein, danke!“ erwidert Brian hastig, „mein Anzug —“

„Unsin,“ fiel ihm der Hausherr ins Wort, „wir sind hier nicht in Melbourne, wo die Etiquette regiert, und Madge, bin ich überzeugt, wird den Mangel des Fracks gern entschuldigen. Sie müssen unbedingt bleiben!“

„Thue es doch!“ redete Madge, leise seine Hand berührend, in bitternem Tone zu. „Ich sehe dich so selten, als daß ich dich nach einer halben Stunde schon wieder fortlassen könnte!“

Brian schien die Zusage große Ueberwindung zu kosten.

„Nun wohl,“ erklärte er endlich gepreßt; „ich werde bleiben.“

„Und jetzt,“ drängte Mr. Frettlby in munterem Tone, indem er auf einem Stesfel Platz nahm, „da die wichtige Dinerfrage nun zur Zurückberathung gelöst ist, sagen Sie, worüber Sie mit mir zu sprechen wünschen. Ihre Station?“

„Nein,“ erklärte Brian, an den Veranbopferer sich lehnd, während Madge ihre Hand durch seinen Arm zog, „ich hab' sie verkauft.“

„Verkauft!“ wiederholte Mark Frettlby fast entsetzt. „Weshalb denn?“

„Ich bin so unglücklich und bedarf der Veränderung.“

„Ach, ein tollerender Stein,“ entgegnete der Millionär kopfschüttelnd, „ich wünsche Sie doch, fest sein Wloos an.“

„Stiene wollen nicht aus eigenem Antriebe fort,“ widersprach Brian. „Sie werden getrieben von einer Kraft, über die sie keine Macht besitzen.“

„Ach, wirklich!“ meinte der Hausherr in scherzendem Tone. „Und darf man fragen, was in Ihrem Falle die forttreibende Kraft ist?“

Brian schaute den alten Herrn so festen Blickes ins Angesicht, daß die Augen des letzteren nach einem unbedaglichen Bemühen, den Blick zurückzugeben, sich senkten.

„Nun,“ sagte er ungebüdig und betrachtete die beiden vor

ihm stehenden hohen Gestalten. „Neben was wollten Sie denn mit mir sprechen?“

„Wadje hat zugefagt, daß wir ohne lange Vorbereitungen Hochzeit machen, und dazu möchte ich auch um Ihre Einwilligung bitten.“

„Unmöglich!“ antwortete Frettlby kurz.

„Ein Wort, unmöglich“ giebt es nicht,“ erwiderte Brian kühl, als Wiederholung von Nichelsohn's Bemerkung. „Weshalb sollten Sie es abschlagen? Ich bin jetzt reich.“

„Wah!“ machte Mr. Frettlby und stand von seinem Sessel auf. „An's Geld dachte ich nicht — ich habe genug für euch beide; aber ich kann nicht ohne Wadje leben.“

„Dann kommt doch mit uns!“ redete seine Tochter unter einem herzlichen Kusse ihm zu.

Durch ihren Verlobten jedoch fand die Einladung zum Mitkommen keine Unterstüzung; er stand seitwärts und drehte vertriebslich an seinem Schürze, fast wie geistesabwesend hinausstierend in niedeliche Ferne.

„Was sagen Sie dazu, Hingelrod?“ fragte Wadje's Vater, ihn aufmerksam und forschend anblickend.

„Natürlich, ganz entzückt,“ erwiderte Brian mit merklicher Bewirrung.

„In diesem Falle,“ äußerte der alte Herr kühl, „will ich euch ein Verlobung machen. Hört also: Ich habe eine Dampfwaage erworben; Ende Januar ungefähr wird sie fertig sein. Dann werdet ihr Hochzeit haben und für euren Hochzeitsabend eine Tour um Seealand betuma machen. Bei eurer Rückkehr werde ich, so ich noch Lust habe und das junge Paar nichts dagegen hat, mich auch zugezogen und wir machen dann eine Reise um die Welt.“

„O wie herrlich!“ rief Wadje, vor Freude die Hände zusammenschlagend. „Ich schwärme für das Meer — mit einem Begleiter natürlich,“ setzte sie mit einem schelmischen Blick auf ihren Verlobten hinzu.

Der düstere Zug auf Brian's Gesicht erhobte sich unglücklich bei der eröffneten Aussicht. Er war der geborene Seemann und eine Excursion auf eigener Yacht in den klauen Gewässern des Stillen Ozeans, dazu Wadje als Gefährtin, war nach seinem Empfinden etwa dem Hochzeitsabend vergleichbar, das ein Sterblicher empfinden würde, dem es vergönnt wäre, im Paradiese zu wohnen.

„Und wie heißt denn die Yacht?“ fragte er mit lebhaftem Interesse.

„Ihr Name?“ wiederholte Mr. Frettlby hastig. „Ach, ein sehr häßlicher Name, den ich aber ändern werde. Jetzt heißt sie die „Rofanna.“

Brian und seine Braut waren stumm vor Staunen, der erstere schaute den alten Herrn mit sprachloser Reugier an, mehr erschreckt als verwundert ob des sonderbaren Zusammenstreffens, daß die Yacht denselben Namen führte wie das Weib, das in dem melbourner Hintergasse gestorben war.

Mr. Frettlby erröthete ein wenig unter Brian's forschendem Blicke und erhob sich dann mit verlegenem Lachen von seinem Sessel.

„Ihr seid ein paar mondsüchtige Verliebte,“ erklärte er heiter, indem er den einen Arm Brian, den andern Wadje bot und die beiden jungen Leute ins Haus führte; „vergeßt aber nicht, daß das Diner bald bereit sein wird.“

22. Kapitel.

Ueber den Wein und die Wasserkünste.

Wah Frettlby besaß ein angeborenes Talent, angenehme und unterhaltende Leute zusammenzubringen, die sich ineinander zu schälen wußten. Er hatte einen ausgezeichneten Koch und seine Weine waren vorzüglich, jedoch Brian trotz seiner geheimen Sorgen doch erfreut war, die Einladung nicht abgelehnt

zu haben. Der Glanz des Silbers, das Klirren der Gläser und der Duft der Blumen, alles dies und der große Raum übergoßen von einem gedämpften wohlthuenden Rosalicht, welches eine mächtige, von der Decke herabhängende Ampel ausströmte, war ganz dazu angethan, ein ruhiges und heiteres Empfinden zugleich zu erwecken.

Auf der einen Seite des Speisesaales öffneten sich die französischen Fenster auf die Veranda, darüber hinaus erblickte man das lebhaft grüne der Bäume und den bunten Blumenflor des Gartens, jetzt schon unter dem Zauber des australischen Zwielflichtes. Brian hatte sich so gut wie möglich präsentabel gemacht. Er saß neben Wadje und nippte mit Behagen an seinem Weine und lauschte der lebhaften Unterhaltung der Gäste. Helig Kollison befand sich in heiterster Laune. Ein gutes Theil seiner Heiterkeit kam auf Rechnung seiner theuren Ehehälfte, die fern von ihm am äußersten Ende der Tafel saß, vor seinen Augen durch einen hohen Aufzug von Blumen und Früchten verborgen. Julia Featberweicht hatte ihren Platz neben Mr. Wah Frettlby und schmiegte mit solcher Unverwundlichkeit auf ihn ein, daß der Wunsch in ihm aufstieg, sie möge augenblicklich von einem summen Zeusel beissen werden. Doktor Gimplon und Paterion saßen an der entgegengesetzten Seite der Tafel und der alte Kolonist Frettlby hatte den Grenzplatz — zur Rechten des Hausherrn. Die Unterhaltung drehte sich um das — ewig neue und feststehende — Thema „Politik,“ und Helig Kollison benutzte diese günstige Gelegenheit, seine Ansichten über die Verwaltung der Kolonie zum Ausdruck gelangen zu lassen und seiner Gemahlin den Beweis zu liefern, daß es ihm wirklich Ernst sei, ihrem Wunschke sich geforkamt zu bezeigen und zu einer Macht mit der weltlichen Welt sich heranzuwenden.

„Sie haben wohl nie die politische Laufbahn betreten, Mr. Frettlby?“ fragte Helig.

„Wer? — ich — nein,“ erwiderte der Hausherr, aus dem Sinuen, in welches er versunken war, sich aufrüttelnd. „Ich fürchte, nicht genug Patriot zu sein, und überdies hätten meine Geschäfte es mir auch nicht erlaubt.“

„Und jetzt?“

„Jetzt,“ wiederholte er mit einem zärtlichen Blick auf seine Tochter, „jetzt werde ich auf Reisen gehen.“

„Das ist auch das denkbar Angenehmste, was der Mensch sich bieten kann,“ behauptete Paterion. „Man wird nie müde, die seltsamen Dinge zu schauen, welche die Welt uns bietet.“

„Ich habe seltsame Dinge genug in früheren Zeiten in Melbourne gesehen,“ warf der alte Kolonist mit kostbarem Augenscheinern ein.

„Ah!“ rief Julia geizert und hielt sich mit beiden Händen die Ohren zu, erzählten Sie mir sie ja nicht, beim ich bin überzeugt, daß es keineswegs etwas Schönes ist.“

„Ja, Heilige gab es damals allerdings nicht,“ flücherte der alte Balzy.

„Und in dieser Beziehung haben wir uns auch nicht sonderlich geändert,“ warf Frettlby trocken ein.

„Ihr macht solch ungeheures Aufhebens von euren Theatern,“ fuhr Balzy mit der Geschwätzigkeit des Greisenalters fort; „na, aber eine Tänzerin wie Rofanna habt ihr doch nicht!“

Brian fuhr bei Nennung dieses Namens zusammen und schaute gleichgültig die Berührung von Wadje's falter Hand.

„Und wer war denn diese Rofanna?“ fragte Helig mit einem neugierigen Augenaufschlag.

„Eine Tänzerin und burleske Schauspielerin,“ versetzte Balzy mit lebhaftem Kopfnicken. „Eine ausgemachte Schönheit; wir waren alleammt in sie verhasst — solches Paar und solche Augen! Du kannst dich ihrer noch erinnern, Frettlby?“

„Ja,“ erwiderte der Hausherr tonlos.

(Fortf. folgt.)

Bei Hofe.

Sitzungen von Dr. jur. S. Viberfeld.

I. Die königliche Schatzkammer.

Unsere Absicht ist es, in den folgenden Sitzungen die Verhältnisse zu schildern, welche am Hofe unseres Kaisers bestehen, die Bewandlung und Einrichtungen zu erklären, welche denselben betreffen — kurz, ein lebenswichtiges und, wenn möglich, auch lebensvolles Bild zu entwerfen von all dem, was bei Hofe geschieht. Wenn wir nun die Lösung dieser Aufgaben damit beginnen, daß wir zunächst

darlegen, welches die finanzielle Grundlage sei, auf der alles dies sich aufbaut, so mag dies für den ersten Anblick trivial oder mindestens recht prosaisch erscheinen. Allein gerade in dieser Beziehung herrschen so viele Irrthümer im Volkthum, die Vorstellungen von „Civilliste,“ von „Abnagen“ und dergl. sind durchweg so falsch, daß es sich wohl verbietet, dieser Frage eine kurze Betrachtung zu widmen, zumal sie des allgemeinen Interesses nicht ganz entbehren dürfte.

Was versteht man nun zunächst unter einer Civilliste? Das Wort ist englischen Ursprungs, man sprach dort von einer civil list zuerst unter Königin Georg III. (1760—1820); damals nämlich ging das erbliche Einkommen, welches bisher die Krone aus den verschiedenen Quellen gezogen hatte, von ihr an den Staat über, wogegen das Parlament eine jährliche „civil list“ von anfänglich nicht mal hunderttausend Pfund bewilligte, „for the support of his household and the honour and dignity of the crown,“ aus welcher also der königliche Haushalt und die Kosten zur Aufrechterhaltung der Würde und des Glanzes der Krone bestritten werden sollte. So groß diese Summe nun auch erscheinen mag, befreit sie nach unierer Währung sich doch auf 16,000,000 M., wobei noch der größere Vertheil, den damals das Geld hatte, außer Anlag bleibt — so vertheilt democh für den Privatbedarf des Königs nicht sehr viel, denn jene Summe diente auch dazu, die Diplomaten, hohen Staatsbeamten und, zu besteben. Die Erinnerung der Dinge war für den König unzuverlässig, als das oben erwähnte erbliche Einkommen der Krone sich auf etwa 1 1/2 Mill. Pfund für das Durchschnittsjahr gestellt hat. Dies gab den Anlaß zu einer anderweitigen Regelung der Verhältnisse, welche jetzt dahin geht, daß nach dem Budget von 1887/88 3. B. der englische Staat an die Königin als Civilliste 31,047,000 Pfund (8,209,000 M.) und an die Mitglieder der königlichen Familie außerdem noch an Pensionen 163,000 Pfund (3,160,000 M.) zahlt; dazu kommen noch der geborene Geseßliche Prinzessin-Kinder und andere Detaillonen, wie in gegenwärtig 3. B. die Wittib besteht, von dem Parlament die Mittel zur Deckung der Schulden des Königen von Wales zu verlangen; endlich besteht die Krone auch die Neuen aus dem Herzogtum Lancaster, welche etwa 800,000 M. betragen. Alle diese Summen zahlt das Land, um der Königin und den Mitgliedern ihres Hauses ein landesgemäßes Auftreten zu ermöglichen — es entspricht also namentlich die Civilliste einer Staatsbezahlung, wie sie einem Beamten für die Verrichtung einer bestimmten Thätigkeit gewährt wird.

Wiederholt die Sache bei uns in Preußen. Von vornherein sei bemerkt, daß der König von Preußen in seiner Eigenschaft als deutscher Kaiser gar keine Besätze hat. Das Reich weist in dieser Hinsicht kein Oberhaupt hin auf die Civilliste, welche ihm seine Hausmacht — Preußen — gewährt. Aber auch das preussische Staatsrecht kennt keine Civilliste in dem oben erklärten Sinne. Der Etat weist zwar die dem Kronfideikommissfonds auf die Einkünfte der Domänen und Forsten angeordnete Rente von genau 7,719,296 M. und einen „Zusatz“ zur Rente des Kronfideikommissfonds, an welcher seit dem Erlaß vom 20. Februar 1859 8,000,000 M. beträgt, jedoch im ganzen der Staat dem Könige jährlich 15,719,296 M. zahlt. Allein der Irthum und auch die Bestimmung dieser Leistung sind erheblich andere als in England, wie wir kurz darlegen wollen.

Als zum Jahre 1820 war nämlich in Preußen die Rechtslage die gewesen, daß die Einkünfte aus dem Grundbesitz des Staates (den Domänen und Forsten) unterbrückt dem Könige zur Verfügung standen; er entnahm ihnen nach eigenem Gutdünken zur Verrichtung seiner Hofhaltung und überließ den Rest dem Staate zur Deckung des öffentlichen Bedarfs; welche dieser Rest nicht aus, so mußten Steuern ausheben; der König selbst aber — wie erwidert — konnte schalten und walten mit seinen Einkünften ganz nach seiner Willkür. Als nun aber nach Vereinigung der sonstigen napoleonischen Verträge an der preussischen Staat die Aufgabe herantrat, sich mit seinen Gläubigern abzufinden (jene Zeit der Wirren hatte dem Lande eine ungeheure Schuldenlast aufgebürdet), da bezichtigte Friedrich Wilhelm III. treulich auf die freie und unbeschränkte Verfügung über die Domänen-Neubienen, um den Gläubigern des Staates bessere Garantien leisten zu können und erstreckte sich zur Unterhaltung der königlichen Familie eine fest normierte Summe, die nach heutiger Währung von wie schon erwähnt — 7,719,296 M. beträgt. Dies ist also keine Bezahlung, keine einseitige Leistung des Staates, es ist vielmehr die festgesetzte Entschädigung für weit größere Verthe, welche Friedrich Wilhelm III. durch die berühmte „Verordnung wegen der künftigen Bewandlung des gelammten Schuldenweizens“ (17. Januar 1820) seinerseits dem Lande gewährt hatte.

Diese Summe ist nun im Laufe der Zeit durch einen sogenannten „Zusatz“ wiederholt erhöht worden, was seine Begründung findet in dem mit dem Nachstamm des Landes geseßlicheren Repräsentationskosten, andererseits aber in der Erwägung, daß im Jahre 1820 das Geld einen wesentlich höheren Werth hatte, als jetzt. Diese „Zusätze“ betragen jetzt, wie gesagt, 8,000,000 M. für das Jahr. Eine Civilliste, um es nochmals zu betonen, ist die daraus sich ergebende Gesamtsumme von jährlich 15,719,296 M. nicht, sie ist aber auch nicht abhängig von der Beschlußfassung des Parlamentes. Es ist diese Summe

angeseh aber auch die einzige, welche die königliche Familie erhält, Abnagen an Prinzen und Prinzessinnen, Ausstehen für Lehre u. dergl. m. feunt das preussische Budget nicht. Es muß also jene „Rente“ nicht „Zusatz“ nicht allein die Kosten d's königlichen Hofhaltes betreiben, sondern auch sämtliche Ausgaben für die königliche Familie decken; aus ihr werden die Prinz u. Prinzessinnen preussischer Prinzen ein Wittib gestellt, der das Hofstaat, die Hofbeamten, die Schloßherren, die Hofkammer werden davon unterhalten. Daß diese Kosten alle nicht aus jener Summe gedeckt werden können, leuchtet un zu sehr ein, wenn man bedenkt, wie die allgemeinen Repräsentationskosten ja durch die Stellung des Königs als Kaiser noch bedeutend vergrößert worden sind. Die königliche Familie ist daher auch auf ihr Privatvermögen, auf die Fideikommiss u. dergl. angewiesen.

Da ist es denn vor allem das Familien- und Staatsoberhaupt selbst, für dessen Bedarf die Hausgelder der Hohenzollern in erster Reihe geordert haben. Da ist zunächst das königliche Haus — um das Kronfideikommiss zu nennen, welche dem Großen Kurfürsten bezw. von Friedrich Wilhelm I. herrühren. Hierzu gehören zahlreiche sogenannte Pächter und Nachworter, daneben ein sehr ansehnlicher Hofstaat und endlich noch die Burg Salzwedel mit ausgehenden Neubieren und mehrere Rentämter. Ein Theil dieser Erträge erhalte sich ursprünglich in Nebenlinien fort, fiel aber 1843 ebenfalls an das regierende Familien-Oberhaupt der königlichen preussisch-brandenburgischen Linie, dem die Einkünfte mancher zu treier Disposition zu stellen, während das „Ober-Eigentum“ bei der Familie selbst verblieben ist. Dies gilt vor allem auch von den Persönlichkeiten Schwedt, Yveraden und Wittenbruch, den Hauptbesitzthälern jener Herrschaften.

Außerdem sieht dem Könige als Familien-Oberhaupt noch der Kronprinz zur Disposition. Mit diesem hat es folgende Bewandnis: Als im Jahre 1806 das Unglück über Preußen hereinbrach, legte König Friedrich Wilhelm III. das Verlangen, auch als Privatmann gewissermaßen zur Deckung der ungethenen Repräsentationskosten heranzutreten. Der Hof — dessen Unterhalt, wie erwähnt, damals noch aus den Erträgen der Staatsgüter vornehm gedeckt wurde — wurde auf das Niveau eines bürgerlichen Haushaltes zurückgeführt, und es wurde erparianisch, wo immer möglich, zu machen geacht. Später, als die Schacke sich wieder gehesert hatte, hielt sich der König in Uebereinstimmung mit der öffentlichen Meinung sehr besug, die Entwendungen, die er zum Besten des Staates sich auferlegt hatte, nimmere von diesen sich erlösen zu lassen. Die Entschädigungssumme, welche er erhielt, wußte er allmählich zur Höhe von 6 Millionen steigern an, welche zur Hälfte zur freien Verfügung des jeweiligen Familien-Oberhauptes stehen, zur anderen Hälfte dagegen einen eigenen Bestand bilden, welche den Fällen auferter Noth vorbehalten bleiben soll.

Aber auch für die jüngeren Linien sorgte Friedrich Wilhelm durch Stiftung des königlich preussischen Familien-Fideikommisses, dessen Wittvater die Nachkommen der jüngeren Söhne des Königs, gegenwärtig also Prinz Friedrich Leopold und Prinz Albrecht sind. Dieser Fideikommiss umfaßt nur drei große Herrschaften (Prandauer in der Mark und Kronecke und Plottow in Schlesien) und ist im übrigen in Preußen vertheilt. Neben diesen Güterkomplexen und Kapitalien, welche man und sonders Eigentum der Familie sind, hat natürlich jedes Mitglied des Hauses Hohenzollern noch sein Privatvermögen, das keinen anderen Charakter besitzt, wie das jedes anderen Privatmannes, Merüber kann jeder frei halten, es auch zu Fideikommissen umwandeln, oder sonst ihm geeignet erscheinende Dispositionen treffen.

Wir sehen also hieraus, daß der König als Familien-Oberhaupt zur Existenz der Mitglieder des brandenburgisch-hohenzollernischen Hauses im weitesten Sinne und in ausgedehntem Maße verpflichtet ist. Er leistet hierzu und zur Führung seines eigenen Hofstaates die Rente, welche der Staat nach Aufhebung dem Kronfideikommissfonds zu leisten hat, daneben auch die überwiegenden Bestandtheile der Familien Güter, deren kleinerer Theil den Nebenlinien zufließt.

Nur das, worüber der König völlig frei wie jeder andere Privatmann verfügen kann, fließt in seine Schatzkammer, deren Verwaltung mit seiner Privat-Kanzlei verbunden ist, die Familien-Güter dagegen und die „Rente“ stehen unter Verwaltung des Hausministeriums, über das der nächste Ausfall handeln soll.

* Die Güter sind übrigens bereits Gegenstand eines Projectes gewesen, welchen der Fiskus wider die Krone Preußen angestrengt hatte.

Bunte Zeitung.

* Der Kronprinz und die Blumenhändlerin. Es war im Mai 1885, so erzählt der „Vier“, als ein flätlicher Herr mit anderen Fahrgästen zugleich den Eisenbahn-Berren der Station Nimmelsburg bei Berlin betrat und von vielen eifersücht-

voll begrüßt, in einem Kusse 3. Klasse der Nordringbahn beschwand, in dem es sich als einziger Fahrgast bereits eine kleine Frau mit einem großen Strauß schön gezierter Spatzenbeeren begeben gemacht hatte. Auf die Frage, ob ihm die Frau wohl ein Straußlein der herrlich duftenden Blumen ablassen würde, sagte die Matrone das schönste heraus und überreichte es dem